

ŞEYDA KURT

RADIKALE
ZÄRTLICHKEIT
WARUM LIEBE POLITISCH IST

HarperCollins

hätte schließen können. Und sie hätte ihre eigene Antwort auf diese Frage finden können: *Wie will ich lieben?*

Doch selbst wenn meine Mutter in eine andere Familie, in andere Verhältnisse oder in eine andere Zeit hineingeboren wäre und so ein anderes, selbstbestimmteres Leben hätte führen können, wäre das Grundproblem nicht gelöst. Nicht zweitausend, sondern vielleicht nur zwei Kilometer entfernt hätte es einen anderen Menschen gegeben, vielleicht ein Kind, das mit den gewaltvollen politischen Strukturen und Abhängigkeiten konfrontiert gewesen wäre.

Judith Butler, US-amerikanische*r Philosoph*in, beschreibt die Liebe in dem Buch *Psyche der Macht* als existenznotwendig, wenn aus einem Menschen ein denkendes, handelndes und gesellschaftsfähiges Subjekt werden sollte. Und dennoch oder gerade deswegen bedeute Liebe auch immer Unterordnung: »Die Liebe eines Kindes geht jedem Urteil und jeder Entscheidung voraus; ein halbwegs ›annehmbar‹ gepflegtes und ernährtes Kind liebt zunächst einmal und kann erst später zwischen den Personen, die es liebt, Unterschiede machen. Das soll nicht heißen, das Kind liebe blind«, so Butler, »sondern lediglich: Soll das Kind im sozialen und psychischen Sinn weiterleben, dann muss es Abhängigkeit und Bindungen geben; es gibt für das Kind gar keine andere Möglichkeit als zu lieben, wo Liebe und die Erfordernisse des Lebens selbst unlösbar miteinander verknüpft sind.«⁸

Unsere erste Tuchfühlung mit der Liebe, so zumindest Butler, geschieht also in einem Gefüge der Abhängigkeiten. In manchen Familien und Konstellationen sind sie stärker, in anderen weniger – genauso wie es in unserer Gesellschaft unterschiedliche Abhängigkeiten und Hierarchien gibt.

Meine Eltern versorgten und unterstützten uns, ihre Töchter, so gut sie konnten. Gerade wenn es um unsere Ausbildung ging, war ihnen keine Investition zu schade. Doch diese Berechenbarkeit zog sich auch durch die Sphäre der Gefühle. Zärtlichkeit wurde monetarisiert. Zur Strafe konnte sie entzogen werden. Dann sprachen meine Eltern manchmal tagelang nicht mit uns, ihren Töchtern. Liebe war eine knappe Ressource, und das Wertesystem meiner Eltern war zu starr, um neue Möglichkeiten ihrer Überzeugung und Verteilung zu finden.

In diesem Punkt muss ich meiner Filmheldin Asya recht geben: Liebe ist Arbeit. Das ist sie wirklich. Sie ist in jeder Form wie alle Verbindungen und Abhängigkeiten zwischen Menschen Gegenstand eines unaufhörlichen Schaffensprozesses, in dem Wissen und Wahrheiten verwoben, entkernt und wieder zusammengesetzt werden. Sie knüpft ein Band – zwischen Menschen, die gemeinsam an sie glauben, und zwischen Menschen, die an sie glauben müssen. Menschen errichten gemeinsame Räume, gemeinsame Wege, gemeinsame Begriffe, einen gemeinsamen Sinn. Auch die Liebe ist wie die Familie eine eigene Institution. Eine sehr mächtige Institution.

KARL MARX, WAS HAT ES ZU BEDEUTEN, DASS LIEBE ARBEIT IST? EIN FIKTIVES INTERVIEW

ŞEYDA KURT: Nun freue ich mich, den Philosophen Karl Marx, der eigentlich vor über hundertdreißig Jahren verstorben ist, zu einem Interview begrüßen zu dürfen. Guten Tag, Herr Marx!

KARL MARX: Hi.

ŞK: Wir haben soeben das erste Kapitel gelesen. Hat es Ihnen gefallen?

KM: Ich bevorzuge Shakespeare. Aber mir gefällt Cemşits Mantel.

ŞK: Ich möchte mit Ihnen sprechen, weil in dem Kapitel ein Gedanke ausschlaggebend ist, den Sie uns vielleicht näher erläutern können. Es geht um die Idee, dass Liebe Arbeit bedeutet. In ihren *Spiegel*-Bestsellern schreiben Sie, dass die menschliche Arbeit in unserer kapitalistischen Gesellschaft entfremdet sei, keine, in der Menschen sich selbst und ihre Fähigkeiten verwirklichen und sich mit dem Produkt ihrer Arbeit identifizieren können. Die menschliche Arbeit und deren Produkte werden stattdessen kommerzialisiert, für den Markt produziert statt für eigene oder zwischenmenschliche Bedürfnisse. Was bedeutet das nun konkret für die Liebe?

KM: Die Marktlogik dringt in all unsere zwischenmenschlichen Beziehungen ein. Eine jüngere Kollegin – die zumindest noch am Leben ist – hat dazu mal was geschrieben. Wie hieß sie denn gleich ...

ŞK: Sie meinen die Soziologin Eva Illouz.

KM: Ja, die! In ihrem Buch *Der Konsum der Romantik* schreibt sie: »Obwohl der Markt nicht das gesamte Spektrum an Liebesbeziehungen kontrolliert, so hängen doch die meisten romantischen Praktiken direkt oder indirekt von Konsum ab, und Konsumaktivitäten haben unsere romantische Vorstellung vollständig durchdrungen.«⁹

ŞK: Damit meint Illouz etwa das romantische Candle-Light-Dinner, Picknicks, Paarurlaube, aber auch Dinge und Aktivitäten, die nur indirekt in Zusammenhang mit romantischen Beziehungen stehen, aber durch Werbung oftmals mit Romantik assoziiert werden: Haushaltsgeräte, Schmuck oder Autos zum Beispiel.

KM: Genau. Und am meisten gefällt mir dieser Satz in ihrem Buch: »Meine eigene Untersuchung bestätigt Marx' Behauptung im Hinblick auf die allgegenwärtige

Kommerzialisierung.« Wunderschön!

ŞK: Gleichzeitig merkt Illouz aber auch an, dass die konsumorientierte Liebe im Kapitalismus auch ein emanzipatorisches Potenzial enthalten könne, Selbstverwirklichung oder Gleichheit zwischen den Geschlechtern etwa.

KM: Und dennoch sehen wir, dass der Kapitalismus und somit das Selbstbild der in diesen Verhältnissen lebenden Individuen immer wieder in der Krise sind: Verschuldung hier, Midlife-Crisis da. Und immer die Frage: Bin ich noch produktiv, bin ich noch wertvoll? Die Krise ist das Wesen des Kapitalismus.

ŞK: Können wir denn überhaupt die Aussage treffen, dass Liebe Arbeit ist? Denn letztlich produziert sie ja nichts Materielles, nichts Greifbares, nicht wie ein Hammer oder ein Schraubenzieher.

KM: Haben Sie denn keine anderen Probleme?

ŞK: Vielleicht könnten wir festhalten, dass Liebe Arbeit ist, wenn sie sich tatsächlich in einer gemeinsamen Realität mit anderen Menschen und ihrer Umgebung manifestiert, sichtbare Veränderung hervorbringt, die in den Verlauf der Geschichte eingreift, sie mitgestaltet.

KM: Laaaangweiliiiiiiig.

ŞK: Herr Marx, jetzt helfen Sie mir doch mal, ich muss ein Buch zu Ende schreiben. Eine Sache interessiert mich noch: Wenn wir ausgehend vom ersten Kapitel feststellen, dass die Liebe also Arbeit ist und diese im Kapitalismus stets entfremdet, würde das also bedeuten, dass diese in den herrschenden Verhältnissen zumindest für die Arbeitendenklasse zum Scheitern verurteilt ist?

KM: Sie ist für alle zum Scheitern verurteilt. Es ist jedoch die Arbeiterklasse, die materiell nichts mehr zu verlieren und keine Wirtschaftsinteressen zu verteidigen hat. Sie wird es sein, die einen revolutionären Umbruch schafft, aus dem heraus auch andere Beziehungen gelebt werden können und eine andere Form der Liebe.

ŞK: Wie würden Familien und romantische Beziehungen Ihrer Meinung nach denn nach der kommunistischen Revolution aussehen?

KM: Dazu zitiere ich aus dem Werk *Grundsätze des Kommunismus* von meinem Brudi Friedrich Engels: »Sie wird das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einem reinen Privatverhältnis machen, welches nur die beteiligten Personen angeht und worin sich die Gesellschaft nicht zu mischen hat. Sie kann dies, da sie das Privateigentum beseitigt und die Kinder gemeinschaftlich erzieht und dadurch die beiden

Grundlagen der bisherigen Ehe, die Abhängigkeit des Weibes vom Mann und der Kinder von den Eltern vermittelt des Privateigentums, vernichtet.«¹⁰

ŞK: Das Verhältnis der Geschlechter würde sich also allein dadurch ändern, wenn sich die ökonomischen Verhältnisse revolutionieren? Doch wer wird diese Revolution anführen, Herr Marx?

KM: Die Arbeiter, die revolutionären Subjekte meiner Philosophie.

ŞK: ... die Sie etwa hauptsächlich als männlich konzipierten.

KM: Ich habe in meinem Frühwerk immer wieder betont, dass die Position der Frauen in der Gesellschaft der Maßstab für die gesamte Entwicklung der Gesellschaft ist.

ŞK: Nun ja, und dennoch fehlt Ihnen eine eigenständige Theorie über die Situation und Arbeit der Frauen und anderer Geschlechter, in den Fabriken, in den Familien wie im Haushalt. Auch die Kämpfe und revolutionären Widerstände von versklavten Menschen und nicht-weißen Arbeitern im globalen Süden haben Sie weitestgehend vernachlässigt. Warum?

KM: Hören Sie mal, wir wollten damals den Kapitalismus überwinden und Revolution machen. Für diese Erbsenzählerei aus Ihrer Social-Media-Bubble hatten wir keine Zeit.

ŞK: Aber machen Sie es sich nicht ein wenig zu einfach, wenn Sie und Friedrich Engels die Frage nach Geschlechtergerechtigkeit auf das Ende des Kapitalismus schieben?

KM: Einfach?! Es ist alles schon kompliziert genug, finde ich.

ŞK: Und können Sie versprechen, dass diese (cis) männlichen Subjekte der Revolution dann auch ein Interesse daran haben werden, ihre patriarchale Vorherrschaft in Gemeinschaften, Beziehungen und auch im Haushalt umzuwälzen?

KM: Ich helfe manchmal auch beim Abwasch. #notallmen

ŞK: Herr Marx!

KM: Muss los.

OH, YOU CUT ME OPEN

Meine Eltern bauten in meiner frühen Jugend ein Haus, schickten ihre Töchter auf Gymnasien und Universitäten. Sie häuften Möbel an und Rasenmäher. Sie jäteten wie besessen das Unkraut im Garten, stürzten sich von einer Baustelle in die nächste. Ihre Verbissenheit machte mir oft Angst. Wo die Lohnarbeit ihre Knochen verschonte, tat die Arbeit am Haus ihr Übriges. Es war, als ob sie von der Überzeugung getrieben waren, dass ihnen nur Gutes – oder überhaupt irgendetwas – zustand, wenn sie sich kaputtarbeiteten. Sich selbst zu zerstören bedeutete für meine Eltern, einen gerechtfertigten Platz in Deutschland zu haben.

Dass der vermeintlich allgegenwärtige Pragmatismus und der Fleiß eigentlich der Versuch waren, Zerbrechliches in Form zu halten, sich vor dem völligen Kontrollverlust zu bewahren, hatte ich schon als Kind gespürt: In den Streitereien meiner Eltern untereinander und mit ihren Töchtern blitzten oftmals unbändige Wut und Kummer auf. Es war ein Leben vor dem Ausbruch. Eine Familie vor dem Zusammenbruch.

Und doch schien es, nach vielen Jahren des Kampfes, als hätten sie alles erreicht, wofür sie Jahrzehnte geschuftet hatten. In den letzten Erinnerungen, die ich von ihnen gemeinsam habe, werkeln sie im Garten, in dem Rucola und Tomaten, Rosen und Hortensien sprießen.

Doch da hatten meine Eltern sich bereits vergessen. Und sie hatten einander vergessen. Vielleicht hatten sie sich nie gekannt. Die Erschöpfung der vergangenen Jahre überwältigte sie.

Meine Mutter nahm die Erschöpfung an. Meinen Vater trieb sie immer öfter aus dem Haus, aus ihrer gemeinsamen Wirklichkeit, ihrer gemeinsamen Arbeit. Er war noch immer rastlos. Ich kann gar nicht sagen, an welcher ihrer Wahrheiten meine Familie letztlich zerbrochen ist, doch jene mit der Monogamie ist meinem Vater am Ende selbst zum Verhängnis geworden.

Im Sommer 2008, ich bin 16 Jahre alt, läuft die britische Sängerin Leona Lewis mit ihrem Musikvideo »Bleeding Love« auf MTV, und ich fühle mich ausgeblutet. Der Anfang vom Ende, das zwei Jahre später eintritt. Meine Eltern trennen sich.